

„Herr, dich loben die Geschöpfe“ RG 527

Liedpredigt im Abendgottesdienst am 28. Juli 2006 in der Stadtkirche Brugg

Pfarrer Wolfgang Rothfahl

Das Lied, das in der Mitte des heutigen Abendgottesdienstes stehen soll, ist kaum bekannt. Es ist im neuen Gesangbuch zum ersten Mal abgedruckt. Aber sowohl die Melodie als auch die Text-Vorlage sind alt und – vor allem die Textvorlage – ein unsterbliches Stück Weltliteratur und geistlicher Dichtung, das Ihnen sicher schon viele Male begegnet ist.

Der Autor Kurt Rose hat dieses Lied geschaffen, als die Schweizer Gesangbuchkommission anno 1991 eine Ausschreibung gemacht hatte. Sie suchte eine Liedfassung, die den Sonnengesang des Franziskus von Assisi zu einem Gemeindegesang umformte.

Kurt Rose hat sich von den Worten, und vor allem vom erhabenen Geist dieses altehrwürdigen Gedichtes leiten lassen, als er sein Lied schrieb. Und er hat es einer Melodie unterlegt, die zwar selten gesungen wurde, aber doch ihre Geschichte hatte. Sie stammt von Johann Crüger, dem ersten Kantor und Mitarbeiter von Paul Gerhardt. Johann Crüger hat viele seiner Melodien ebenfalls in Anlehnung geschaffen, und zwar an die Genfer Psalmlieder aus der calvinischen Reformation, die damals in ganz Deutschland und in den nördlichen Nachbarländern einen wahren Siegeszug antraten.

Die Genfer Psalmen, die wir ja auch noch häufig in unseren Gottesdiensten singen, sind in der Regel von grosser Ruhe und gleichförmigem Rhythmus. Eines aber fällt auf wegen seines spritzigen, synkopischen Rhythmus. Es ist der Jubelpsaln 47 *Singt mit froher Stimm, Völker jauchzet ihm* RG 33:



Singt mit fro-her Stimm, Völ - ker, jauch-zet ihm!

Beides werden Sie wieder erkennen, wenn wir jetzt die Melodie einmal hören: den hellen freudigen Dreiklangsruf und den synkopischen Rhythmus, der dem Lied seinen kraftvollen Schwung verleiht.

Melodie einmal 1-stg. und dann mehrstg. vorspielen

«Alle Schöpfung lobt den Herrn.» Jede Strophe schliesst mit diesem Satz. Er ist zum Refrain geworden. Hier ist der Refrain ja nicht einfach ein sprachliches Stilmittel, sondern er ist Ausdruck einer Grunderkenntnis: wo ich auch hinschaue, überall in der bunten und unübersehbaren Fülle dieser Welt sehe ich eines, das überall gleich ist und allen gemeinsam. Es ist wie die Suche nach der Weltformel. Hier lautet sie: alles, was ist, ist Lob Gottes, ist Ausdruck von Lebensfreude vor Ihm, ist Dank an den Schöpfer, ist ein Preisen seiner Herrlichkeit.

Wir wären sicher nicht so schnell auf diese Sicht gekommen. Wir sind es gewöhnt, die Welt als Ort der Widersprüche, der Gegensätze, die Welt als Kampfplatz wahrzunehmen. Wo Menschen sich mit der Natur befassen, scheinen sie sie zu überwinden wollen. Wir begradigen Bäche, roden Wälder, asphaltieren den Boden, bewirtschaften ihn mit schweren Maschinen und unendlich vielen chemischen Mitteln, graben und pumpen nach Rohstoffen in grossen Tiefen, lassen Baggerseen und künstliche Hügel Landschaften entstehen, bauen Häuser gegen den Wind und Mauern gegen die Flut, drainieren

Sümpfe und deichen ganze Landstriche ein, die eigentlich unter dem Meeresspiegel lägen. Und wenn dann eine Eruption von Vulkanen, eine Flutwelle oder ein Bergsturz geschehen, ein Hagelgewitter durchs Land zieht oder Hochwasser über die Deiche tritt, dann sprechen wir mit solchen oder ähnlichen Begriffen: die Natur schlägt zurück, sie zeigt, wer der Stärkere ist, sie siegt über das Menschenwerk.

Ich weiss wohl die Errungenschaften der modernen Zivilisation zu schätzen, aber spürbar ist doch auch der Preis dafür, der nicht nötig wäre: diese Kampfmentalität, diese Gegnerschaft, in die sich Mensch und Natur begeben haben.

Und dann kommt einer wie Franz von Assisi und singt nach einem langen Leben voller Spannungen, voller Unternehmungen, voller Hinreifen zu einer gereinigten Sicht von Gott und der Welt, dass sich um die ganze Natur, um die ganze Welt ein einigendes Band schlingt: sie alle sind die eine und einzige Schöpfung Gottes und leben, wenn sie unverstellt und unverkrampft leben, ihm zum Lob und Preis.

Wenn das nicht idyllisierende Naturromantik ist, dann ist es die Frucht eines langen, schweren, dornigen Reifungsweges eines ganz ausserordentlichen Lebens. Dann dürfen wir singend teilhaben an dem, was die Seele dieses Franziskus von Assisi immer mehr erfüllte und immer mehr begeisterte.

Wir singen Str. 1+2.

Es ist ja bald 800 Jahre her, dass Franz in seiner Hütte oberhalb Assisis, wohl in den letzten Lebenswochen, diesen Gesang gedichtet hat und dass seine Gefährten ihn aufgeschrieben haben – übrigens mit leerem Raum zwischen den Textzeilen, die wohl dafür bestimmt waren, Noten oder musikalische Zeichen zu erhalten. Der Sonnengesang ist ein Lied, frei im Rhythmus, einfach in der Sprache, klobig im umbrischen Dialekt, etwas absolut Ungekünsteltes, etwas Grundehrliches, das aus einem reinen Herzen quillt.

Verteilen des Textblattes

Wer anfängt, die Natur zu besingen, der weiss ja gar nicht, wo beginnen, und kommt nie an ein Ende. Diese Fülle, dieser unendlicher Reichtum! Was auswählen? Franz hat seinem Gedicht eine klare Ordnung gegeben, und damit ja auch schon etwas ausgedrückt: er will nicht in der Fülle ersticken, sondern die geheime Ordnung, den Zusammenhang entdecken. Einen haben wir schon angesprochen: dass alles Schöpfung ist, dass alles Lob ist.

Eine andere Ordnung liegt in dem, was er besingt. Zwei Strophen lang geht es um die Himmelskörper: Sonne, Mond und Sterne. Vier weitere Strophen besingen die vier Elemente: Luft, Wasser, Feuer und Erde (in dieser Reihenfolge), und die beiden letzten Strophen sind dem Menschen gewidmet. Auf die kommen wir später.

Und alles, was angesprochen wird, wird als Geschwister gesehen. Schwester Erde und Bruder Feuer, Schwester Wasser und Bruder Wind, Mond und Sterne und Sonne. Und Geschwisterlichkeit drückt hier dreierlei aus: sie alle stehen untereinander in einer Verwandtschaft, diese Verwandtschaft schliesst aber auch den Menschen ein, der die Natur Bruder und Schwester nennt, und als Geschwister haben alle den einen und selben Vater, den Schöpfer.

Also: auch das ist ein einigendes Band in der Welt: dass alles, was ist, geschwisterlich miteinander lebt.

Sicher bewusst ordnet Franz so, dass jede Strophe immer abwechselnd mit einer männlichen und einer weiblichen Anrede beginnt. In der deutschen Übersetzung müssen wir das zu Anfang umkehren, aber im Italienischen war das ganz deutlich. Bruder Sonne und Schwester Mond, so würde es ja im Italienischen lauten: *il sole* und *la luna*. Die Schöpfung, die Natur ist also zweigeschlechtlich gesehen, und da kommt eine Dimension hinein, die er nicht erst beim Menschen erwähnt, da er sie überall sieht: die Verschiedenheit und die Bezogenheit der Geschlechter, die Spannung, die Begegnung, das Finden, die Liebe.

Vielleicht vermissen wir in diesem Gedicht die Tiere. Franz war ein grosser Tierfreund; es ist also nicht Missachtung, dass sie fehlen. Sie gehören zum Leben und sind selbstverständlich aus dieser Geschwisterlichkeit nicht ausgeschlossen.

Wir singen Str. 3+4.

Ganz wichtig und interessant scheint mir immer, wie in einem solchen Naturgedicht der Mensch vorkommt. Wir haben ja eine problematische Stellung in der Natur. Wir sind selber Natur und leben doch oft in dieser Gegnerschaft zur Natur. Ohne dass wir sie gestalten, umgestalten, bändigen, benutzen und ausbrauchen, können wir offensichtlich nicht leben – oder soll ich sagen: nicht mehr?

Franz hat nach einem langen Leben, wo er mit so vielen Menschen zu tun gehabt hatte und sich selber in so vielen menschlichen Situationen erlebt hatte, ganz entschieden auf nur zwei Charakteristika des Menschen zurückgegriffen. Was macht den Menschen aus? Nicht der Intellekt, nicht der aufrechte Gang, nicht die Kultur und Zivilisation, nicht alles das, worauf wir stolz sind und auch im rechten Rahmen stolz sein dürfen. Nein, Mensch ist man als Vergebender, als Friedensstifter, und Mensch ist man angesichts des Todes. Nichts anderes findet Franz erwähnenswert, und diese Konzentration auf das Wesentliche verdient unsere Hochachtung.

Und nur der Mensch wird selig gepriesen. Zweimal gleich, im 7. und im 8. Vers des ursprünglichen Gedichtes. Hier ist Franz ganz nahe beim Jesus der Bergpredigt, der die Armen, die Hungernden, die Sanftmütigen und die Friedensstifter selig preist. Auch das gehört zum Menschen: sich vor Gott und von Gott her als selig zu erleben. Niemand sonst in der Schöpfung kann das. Die Sonne leuchtet einfach, die Sterne lächeln, der Wind singt einfach und das Feuer wärmt, weil es Feuer ist. Aber Seligkeit ist dem Menschen vorbehalten. Seligkeit nicht als So-Dahin-Glücklich sein, sondern als Verstehen und annehmen, wo und wann Gott uns preist.

Wir singen Str. 5

Ich finde es schön, dass unser Gesangbuch einen neuen Versuch enthält, diese Worte des Sonnengesanges lebendig zu erhalten. Es geht ja nicht um Denkmalpflege eines alten franziskanischen Gesanges. Es sind zeitlose Themen angesprochen. Jede Generation muss ja neu ihr Verhältnis zur Natur und ihr Verständnis vom Menschsein finden und danach leben. Und in all unserem christlichen Suchen nach einem tragfähigen Weltbild und einem respektablen Menschenbild bleiben die Verse von Franz ein Ansporn und ein tiefsinniger Gesprächspartner.

Nicht in der Welt, wie wir sie ringend und benutzend erfahren, aber in Gottes Schöpfung ist alles geschwisterlich zueinander geordnet, sagt Franz. Und was macht den Menschen zum Menschen? Dass er um Gottes Willen vergeben kann, dass er friedensfähig ist, dass er – wenn er sich bewusst wird, dass er sterben wird – sich fruchtbar und dankbar darauf besinnt. Und dass er das Geschöpf im Ganzen ist, das mit etwas Einzigartigem beschenkt wird: er kann selig sein.

Amen